

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 32/3 (2005)

DOI: 10.11588/fr.2005.3.63928

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Egbert KLAUTKE, *Unbegrenzte Möglichkeiten. »Amerikanisierung« in Deutschland und Frankreich 1900–1933*, Stuttgart (Steiner) 2003, 395 S. (Transatlantische Historische Studien, 14).

Die Präsidentschaft von George W. Bush und die amerikanische Politik im Gefolge des 11. Septembers haben in Deutschland wie Frankreich in den letzten Jahren zu einer Welle amerikakritischer Bücher geführt, welche die politischen wie moralischen Grundlagen der Hegemonialstellung der Vereinigten Staaten in Frage stellen. Heutzutage würde kein ernsthafter Kommentator angesichts dieser Veröffentlichungen mehr auf eine anti-westliche Haltung der Bundesrepublik bzw. einen irgendwie gearteten Sonderweg in ihrer politischen Kultur schließen. Anders sah es für das erste Drittel des 20. Jhs. aus. Die damalige Ablehnung westlicher, seit etwa 1900 zunehmend mit den USA identifizierter kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Umwälzungen, galt der deutschen Historiographie bis in die neunziger Jahre hinein als ein der Indiz dafür, daß das Reich einen Sonderweg eingeschlagen habe. Dieser habe es fatalerweise vom Mainstream der Entwicklung westlicher, demokratischer Gesellschaften abgesetzt mit den bekannten, in millionenfachem Mord endenden Folgen. Klautkes ideengeschichtlich angelegte Studie unternimmt nun erstmals den Versuch, die Amerikadiskurse im ersten Drittel des 20. Jhs., die gleichsam Debatten um das Phänomen der Modernisierung waren, zwischen Deutschland und Frankreich zu vergleichen. Dies geschieht auf der beeindruckenden empirischen Basis von mehr als 650 zeitgenössischen Monographien und Zeitschriftenartikeln, wobei allerdings mehr als zwei Drittel von deutschen Autoren stammen, ohne daß der Autor dieses Ungleichgewicht thematisiert.

Der Autor zeigt in seiner klar gegliederten, gut geschriebenen und durchgängig auf hohem Niveau argumentierenden Dissertation deutlich, daß das Unbehagen an der »Amerikanisierung«, welches sich im Amerikaschriftum der Zeit äußerte, unter den bildungsbürgerlichen Kommentatoren Frankreichs mindestens ebenso weitverbreitet und tiefgehend war wie auf der anderen Seite des Rheins. In beiden Ländern wurden die USA mit einer zwar enorm wohlhabenden und wirtschaftlich effizienten, jedoch geschichts- und klassenlosen Massengesellschaft gleichgesetzt, in welcher kulturelles Mittelmaß und Oberflächlichkeit dominierten. Profitstreben und Materialismus beherrschten angeblich sowohl die Innen- wie Außenpolitik, aber auch die Geschlechterbeziehungen in einer Gesellschaft, in der nach deutscher wie französischer Auffassung die Frauen das Sagen hatten. Es gab in Frankreich wie Deutschland praktisch keinen Autoren, der sich vor wie nach dem Ersten Weltkrieg für eine umfassende Amerikanisierung der jeweiligen Wirtschaft und Gesellschaft einsetzte. Vorbildfunktion hatten die USA in beiden Ländern lediglich bis zu einem gewissen Grad in wirtschaftlich-technologischer Hinsicht, schienen doch in ihr hohe Produktivität, großzügige Löhne und Arbeitsfrieden gleichermaßen verwirklicht zu sein. Für Deutschland wie Frankreich ist es nicht möglich, amerikakritische Einstellungen eindeutig einem politischen Lager innerhalb der jeweiligen Gesellschaften zuzuordnen. Mithin schlug also Deutschland mit seiner Kritik an der modernen Industriegesellschaft und ihren kulturellen Überbau, die sich u. a. in der Bewertung der USA niederschlug, keineswegs einen Sonderweg ein, der als Baustein zur Erklärung des Wegs in die deutsche Katastrophe dienen kann.

Die Grundelemente dieses Amerikadiskurses, der sich weitgehend auf ökonomische, technologische, soziale und kulturelle Phänomene kaprizierte, während man anders als zur Mitte des 19. Jhs. das politische System der USA weitgehend ignorierte, waren bereits in beiden Ländern um 1900 ausformuliert. Sie wurden allerdings noch nicht so explizit und häufig geäußert wie nach dem Ersten Weltkrieg. Bis 1914 war ein dezidiertes Anti-Amerikanismus in beiden Ländern eher selten anzutreffen, Lob und Tadel für die USA hielt sich bei den meisten deutschen wie französischen Autoren die Waage. Vor 1914 wurde in Frankreich vor allem der US-Imperialismus gegeißelt, den man seit dem spanisch-amerikanischen

Krieg als Gefährdung der eigenen Position als Kolonialmacht sah und dem man die Legitimität absprach, da er nur wirtschaftlich motiviert sei und anders als der französische keine zivilisatorische Mission verfolge. In Deutschland hingegen sah man die USA vor 1914 vor allem als wirtschaftlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt, von dessen technologischem Vorsprung und dessen vorbildlicher Arbeitsorganisation (Taylorismus) man jedoch auch lernen konnte. Der Ton gegenüber den USA wurde in beiden Ländern nach dem Ersten Weltkrieg deutlich kritischer. Einerseits war nach 1918 die US-amerikanische wirtschaftliche, finanzpolitische auch kulturelle Dominanz voll zum Durchbruch gekommen. Andererseits war das Selbstvertrauen der französischen und deutschen Gesellschaft wie auch ihre jeweilige materielle Basis, welche vor 1914 noch zu einer gewissen Gelassenheit bei der Betrachtung des amerikanischen Modells geführt hatten, als Folge der »Urkatastrophe des 20. Jhs.« dahingeschmolzen. In Frankreich goß die Enttäuschung über den amerikanischen diplomatischen Rückzug aus Europa bei gleichzeitigem Insistieren auf die Rückzahlung der Kriegskredite nach 1919 noch zusätzliches Öl ins Feuer der Amerikakritik.

Sowohl in Frankreich wie in Deutschland wurde jetzt, und dies war das eigentlich Neue im Vergleich zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die Dominanz der US-Massenkultur beklagt. Diese äußerte sich insbesondere für die zeitgenössischen Betrachter im Siegeszug des Hollywoodfilms, der in Frankreich wegen des Zusammenbruchs der vor 1914 weltweit führenden heimischen Filmindustrie im Ersten Weltkrieg noch spürbarer wurde als in Deutschland. Ein weiteres Beispiel schien die Jazzmusik zu sein und – dies eher ein deutsches Phänomen – die Erfolge weiblicher Tanzrevuen wie den »Tillergirls«, die dem cancanestählten französischen Kommentatoren nur ein müdes Lächeln abringen konnten. Dieser Kulturexport wurde in beiden Ländern als stellvertretend für die angebliche Oberflächlichkeit, Kommerzialisierung und Vermassung der amerikanischen Gesellschaft gesehen, in welcher Kultur gleichsam am Fließband in großer Gleichförmigkeit produziert und systematisch vermarktet wurde wie das Ford-T-Modell. Man sah die US-Massenkultur daher in beiden Ländern als gefährlich für den europäischen, angeblich anspruchsvolleren, vom einzelnen Genie dominierten Kulturbetrieb an. Das neue Medium Film etwa wurde in den Augen der Amerikakommentatoren angesichts der Hollywoodstreifen, die wegen des heterogenen amerikanischen Publikums angeblich zu einer Art seichtem, gefälligem Minimalkonsens eingedampft werden mußten, gleichsam schon im Geburtsstadium zu einer Massengaudi nivelliert und seiner eigentlich vorhandenen künstlerischen Möglichkeiten beraubt.

Die weitgehend identische Amerikakritik in Deutschland wie Frankreich nach 1918 führte nicht etwa zur Konstruktion oder Forderung nach einer gemeinsamen europäischen Identität, um der amerikanischen Herausforderung zu begegnen. Vielmehr wurde links wie rechts des Rheins die zu verteidigende nationale Zivilisation bzw. Kultur als Maß aller Dinge gesehen. Ebenso wenig gab es einen Austausch von Ideen zwischen den beiden Ländern hinsichtlich der Bewertung der USA. Die weitgehende Übereinstimmung in Deutschland wie Frankreich in der Beurteilung der Amerikanisierung war nicht Folge eines grenzüberschreitenden intellektuellen Transfers, sondern es handelte sich um parallel und weitgehend autonom entstehende Diskurse, da in beiden Ländern sich die intellektuellen Vordenker von der Modernisierung bedroht sahen, schien sie doch ihre traditionelle Deutungshoheit und ihren kulturellen Führungsanspruch zu gefährden. Eine Ausnahme bildete lediglich die Taylorismus-Rezeption, die in Deutschland früher als in Frankreich einsetzte und von hier nach Frankreich hinüberschwappte.

Das Interesse an Amerika als Negativfolie einer Gesellschaft, die weder für Frankreich noch für Deutschland Vorbildcharakter habe, und für das im Reich vor allem das 1927 erschienene Werk von Adolf Halfeld »Amerika und der Amerikanismus« und in Frankreich Georges Duhamels »Scenes de la vie future« von 1930 standen, ließ mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise in beiden Ländern nach. Der Wall-Street-Crash und seine Folgen

schiene die Schwächen des amerikanischen Systems offengelegt zu haben, es hatte sich in den Augen der französischen wie deutschen Betrachter gleichsam von selbst erledigt. Der Amerikadiskurs ebte in Frankreich etwas später als in Deutschland ab, da sich die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise hier erst verzögert bemerkbar machten. Dennoch, spätestens 1933, war auch in Frankreich der »amerikanische Traum«, der für die große Mehrzahl der Kommentatoren eher ein Alptraum gewesen war, an sein Ende gekommen. In Deutschland wie Frankreich besann man sich auf die vermeintlichen spezifischen Stärken der jeweiligen Gesellschaften, die letztlich gegenüber der amerikanischen Gefahr dominiert hätten: Auf der rechten Seite des Rheins war es angeblich der autoritäre, auf Autarkie abstellende Staat in der Phase der Präsidialkabinette und im anbrechenden »Dritten Reich«; links des Rheins hoben die Kommentatoren die Beharrungskraft und Stabilität einer noch weitgehend mittelständischen und stark agrarisch geprägten, weniger in die Weltwirtschaft integrierten Gesellschaft hervor. »Le défi américain« mußte ein gutes Jahrzehnt warten, bis er in beiden Ländern erneut zum Thema wurde. Er ist aber seit der Jahrhundertwende in Deutschland wie Frankreich ein Wiedergänger. Das Verdienst des Buches ist es, die erste Welle der Amerikakritik in konsequent vergleichender Perspektive überzeugend zu beschreiben, zu erklären und historisch einzuordnen.

Eckard MICHELS, London

Randall E. PARKER, *Reflections on the Great Depression*, Cheltenham (Edward Elgar Publishing) 2002, XII–230 S.

»Reflections on the Great Depression« ist eine Sammlung von Interviews, die Parker mit elf bedeutenden Ökonomen zur Weltwirtschaftskrise geführt hat. Gemeinsam ist allen Interviewten, daß sie während der dreißiger Jahre an den Anfängen ihrer wissenschaftlichen Karriere standen und ihr wissenschaftliches Leben vor allem in den Vereinigten Staaten verbracht haben, woraus sich eine sehr stark auf die USA ausgerichtete Perspektive des ganzen Werkes ergibt. Anspruch des Autors, eines bekennenden »Great Depression buff« (S. IX), ist es nicht nur, die Einflüsse der Weltwirtschaftskrise auf den persönlichen und beruflichen Werdegang in Erfahrung zu bringen (S. XI), sondern auch, das Vermächtnis dieser Wissenschaftler zu würdigen (S. 201). Das besondere Interesse an der Weltwirtschaftskrise ergibt sich für den Autor dabei daraus, daß diese den Beginn der modernen Volkswirtschaftslehre markiert und ihr Verständnis gleichsam »the Holy Grail of macroeconomics« (S. 1) darstellt.

Das Buch gliedert sich in ein Vorwort von Ben Bernanke, ebenfalls ein Volkswirtschaftler, und einen kurzen Überblick des Autors über die Ursachen und den Verlauf der Weltwirtschaftskrise. Den Hauptteil des Buches machen die Interviews Parkers mit Paul Samuelson, Milton Friedman, Moses Abramovitz, Albert Hart, Charles Kindleberger, Anna Schwartz, James Tobin, Wassily Leontief, Morris Adelman, Herbert Stein und Victor Zarnowitz aus. Es folgen knappe abschließende Bemerkungen und ein Glossar, das die Namen im Buch erwähneter Ökonomen erhält, sowie ein Literaturverzeichnis.

Die Interviews beginnen jeweils mit einer kurzen Einführung zur Person und zur wissenschaftlichen Arbeit des bzw. der Befragten. Die Fragen, die Parker stellt, lassen sich in vier Gruppen unterteilen: Der erste Aspekt behandelt den Einfluß der Weltwirtschaftskrise auf die persönliche Entwicklung und den beruflichen Werdegang. Die zweite Gruppe von Fragen kreist um die »Great Depression« im engeren Sinn, ihr Auslöser, die Rolle des Goldstandards und der Federal Reserve Bank beim Umschlag der Rezession in die Weltwirtschaftskrise und was letztendlich zur ihrer Überwindung führte, wobei vor allem die Bedeutung des New Deal und des Zweiten Weltkriegs beleuchtet wird. Der dritte Aspekt betrifft die Lehren und die Bedeutung der Weltwirtschaftskrise für die Volkswirtschafts-